



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Notizen.

Aus Newyork erhalten die Grenzboten folgende Zuschrift:

Dank Samiel! — Wenn jemals ein unerfreuliches und widerwärtiges Anstiften auf seine Urheber zurückgefallen, wenn irgendwo die Kraft wirksam gewesen ist, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, so war es leztthin, als die großen Männer unsers Volkes mutvoll auszogen und dem Fürsten Bismarck eine seiner vielen „Niederlagen“ beibrachten.

Wie kurzichtig war dieser Feldzug angelegt! Welch ein Pyrrhusieg ist erfochten worden!

Das gesamte Ausland, zuerst verblüfft, besieht sich die Sache, fängt an, den Kopf zu schütteln, die Achseln zu zucken, und wenn jemals Sympathie für den Denker unsers Reiches erworben worden ist, so geschah es jetzt durch seine Feinde.

Ueber die Sache selbst ist wenig zu sagen. Ein Handlungshaus, das gute Geschäfte macht und dessen Korrespondenz sich vergrößert hat, braucht einen neuen Clerk. Welcher Leiter einer aufblühenden Firma wäre so bornit, hier an den Mitteln zu knausern? Deutschland ist eine gute Firma geworden, sein Einfluß ist gestiegen, seine Beziehungen sind gewachsen, das Personal seiner Offizin muß vermehrt werden. Der einzig kompetente Mensch sagt, daß es nötig sei, und — man verweigert den Gehalt für den Anzustellenden. Es ist zu dumm!

Aber es ist nicht das allein. Die Geldfrage, die elenden paar Mark, die dabei in Frage kamen, setzen die Frage in ein viel schärferes Licht.

Wie klein, sagt sich die Welt, muß doch die Gefinnung der deutschen Nationalvertreter, wie schäbig müssen ihre Gewohnheiten, wie engherzig müssen ihm Kaltils sein, um wegen einer solchen Bagatelle in einer ganz außerhalb des Prinzips liegenden Sache dem Reichskanzler ein Bein zu stellen, einem Manne einen Subentreich zu spielen! Kein Franzose hätte es gethan — sie sind hierin weiter —, kein Engländer, kein Amerikaner hätte es gethan, nicht so, nicht bei einer solchen Gelegenheit — not for twice so much, sagen die Amerikaner.

Es ist beschämend gerade für einen Deutschen in Amerika, den Führer unsers Volkes so behandelt zu sehen. Was der Deutsche an Achtung im Auslande genießt, verdankt er ja diesem Manne; was ihn befähigen wird, sich als Deutschen im fremden Volkstum zu behaupten, verdankt er diesem Manne; was ihn überhaupt auf den Gedanken gebracht, im fremden Lande ein Deutscher sein zu wollen, verdankt er diesem Manne. Es ist das größte Verdienst des Fürsten Bismarck, daß er sein Volk von Grund aus aufgerüttelt hat. Er hatte alle Eigenschaften, die dem Deutschen bis dahin fehlten: den Blick für das Notwendige, den Verstand für das Praktische; er hatte das Geschick und das Selbstvertrauen, die dem Deutschen mangelten.

Seit noch nicht zwanzig Jahren ist unser Volk wie umgewandelt. Sein Charakter ist vollständig im Fluß; er hat sich geradezu erstaunlich geändert und wird sich immer noch mehr ändern. Zum erstenmale seit Jahrhunderten wissen die Deutschen wieder, was sie wollen, sie haben neuen Boden unter den Füßen, sie haben einen gesunden politischen Besitzstand, sie haben Ziele vor sich. Ihr Blick ist nicht mehr in die Wolken, er ist auf das Leben gerichtet, sie regen sich überall, sie sind die Konkurrenten aller Welt, sie sind jedermann im Wege, weil man ihre Leistungsfähigkeit sieht und ihren Eifer fürchtet, weil man sieht, daß sie endlich deutsch sein

wollen, überall und allerwegen, und für sich und für das Deutschtum schaffen und erwerben.

Was war ein Deutscher in Amerika vor zwanzig Jahren? Ein Lump, der sich treten lassen mußte, der sich so schnell als möglich zu beeilen hatte, Amerikaner zu werden, um nicht jedermanns Prügeljunge zu sein. Was könnte dem Deutschen entgegen, wenn er aufbegehrt? Goddam' d Dutch! — Kill him! Es ist noch nicht lange her, da schloß ein deutscher Arbeiter auf einer Bank des Madison Square in Newyork. Ein irischer Bummler betrachtete ihn als ein legitimes Substrat für seine humoristischen Regungen und stach ihm — zur Unterhaltung — das rechte Auge aus. Was sagte die Bestie vor dem Judge? „Ja Richter, ich dachte, es sei ja nur ein Deutscher!“ O gewiß, nur ein Deutscher! Sie waren „nur Deutsche“ und wären ewig „nur Deutsche“ geliebt, Leute ohne Volk, nirgends einzureihen, nur zum Gebrauch als Füllsel für andre Nationen, willig und bereit, dazu zu dienen, jeder nationalen Energie entbehrend.

Man hat den Deutschen früher vielfach vorgeworfen, daß sie ihre Nationalität hier immer gar zu schnell aufgegeben. Man that ihnen Unrecht. Sie hatten gar keine Nationalität. Sie fühlten sich als Leute, die zufällig deutsch sprachen. Sehen wir von dem kleinen Bruchteil Gebildeter ab, die überhaupt politische Neigungen und Abneigungen herüberbrachten, was war dem ganzen großen Rest der Einwanderer ihre Heimat? Was ließen sie zurück? Ihr Thal und ihr Dorf, ihren Düngerhaufen und ihre Großeltern, aber doch beileibe nichts, was wie ein politisches Gemeinwesen ausgesehen hätte. Dies fanden sie erst hier, es war ihnen etwas vollständig neues, sie gingen darin auf und spieen wie oft! auf ihre deutsche Abkunft.

Erst heute fängt der Deutsche an zu wissen, daß er ein stolzes Volkstum hinter sich hat, und sagt auf Befragen dem Amerikaner: I am proud to be a German! Und in dem Maße, als der Deutsche an Selbstachtung gewinnt, steigt seine Achtung bei der Nation, deren Gast er ist. Aber möge man wandern vom Morgen bis zum Abend, diese Achtung geht auf den Namen Bismarck, und ohne ihn hätten wir sie nicht.

Und Sie vollends, Herr Eugen Richter, Sie sind daran so unschuldig wie ein Kind. Von Ihnen weiß man nichts. Aber Ihre Kampfweise hat man lezthm kennen gelernt, man hat voll Erstaunen gesehen, mit welchen Mächten unser Staatsmann zu ringen hat, und es hat ihm viel, viel Sympathie eingetragen. „Wie groß muß dieser Mann doch sein, daß seine Feinde so tief vor ihm sinken können!“ So denkt man in der Fremde.

Newyork, d. 1. Januar 1885.

R. H.

Die Samoa=Inseln. Nach der Debatte im Reichstage und dem Vorgehen der Regierung von Neuseeland, welches der britische Minister für die Kolonien nicht gutzuheißen scheint, beanspruchen die Samoa=Inseln wieder einmal das Interesse des größeren Publikums. Diese Inselgruppe, auch als die „Schifferinseln“ (Navigator Islands) bezeichnet, liegt bekanntlich östlich vom australischen Festlande und hat zwischen sich und diesem die von den Franzosen ins Auge gefaßten Neuen Hebriden, die französische Insel Neukaledonien und die englischen Fidji=Inseln. Dicht im Süden von ihr zeigt die Karte die Freundschafts=Inseln, weiter in dieser Richtung die beiden Stücke von Neuseeland. Die Samoa=Gruppe besteht aus neun bewohnten Eilanden, die zusammen eine Fläche von 2600 englischen Quadratmeilen einnehmen und von denen Sawai, Mauna, Tutuila und Upolu die größten sind. Sawai, die nördlichste, hat eine Größe von etwa 700 englischen Quadratmeilen.

Obwohl die Gruppe den Tropen angehört — sie liegt zwischen dem 13. und 15. Grade südlich vom Aequator —, hat doch das Land, meist hochgelegen, ein mildes Klima, und da der Boden aus verwittertem vulkanischen Gestein besteht, ist er von größter Fruchtbarkeit. Dichte Wälder von Brotfruchtbäumen, Kokospalmen und Bananen bedecken einen erheblichen Teil der Oberfläche, und Orangen, Dams, süße Kartoffeln, Muskatnüsse und Zuckerrohr gedeihen daneben in üppiger Fülle. Die Zahl der Eingebornen soll ungefähr 60 000 betragen.

Schon vor etwa zwölf Jahren verlautete, daß die Deutschen nach diesen Inseln strebten, und daß andererseits die Kolonisten von Neuseeland dieselben unter den Schutz der britischen Flagge gestellt zu sehen wünschten. Wie und von wem jenes Streben vereitelt wurde, ist männiglich bekannt, aber auch von seiten Englands ist bisher nichts bestimmtes geschehen. Bis heute ist in betreff der Korrespondenz zwischen Lord Derby und der Regierung in Wellington auf Neuseeland nichts in die Deffentlichkeit gelangt, woraus sich auf Zustimmung des ersteren zu dem Vorschlage der letzteren schließen ließe. Von den britischen Besitzungen liegen der Samoa-Gruppe die Fidjisch-Inseln am nächsten, verhältnismäßig nahe Punkte in andern englischen Kolonien sind Auckland (auf Neuseeland) und Brisbane (in Queensland); doch beträgt deren Entfernung zwischen 12- und 1400 Meilen. Die neuseeländischen Ansiedler schreiben jener Gruppe namentlich deshalb Bedeutung zu, weil sie auf dem Handelswege nach San Francisco liegen; außerdem besitzen sie in Pago Pago eine der besten Kohlenstationen im Süden des Stillen Meeres. Die deutschen Interessen wurden hier hauptsächlich durch die Hamburger Handelsfirma Godeffroy und Komp., die „Südseekönige,“ vertreten, die hier schon vor Jahren die Hochfläche der Hauptinsel durch deutsche Ansiedler anzubauen begannen und damit Erfolge erzielten, welche den Reichskanzler daran denken ließen, dem Unternehmen den Schutz und eine gewisse Unterstützung des Reiches zuzuwenden, und zwar soll der erste Gedanke zu einem solchen Plane schon vor dem deutsch-französischen Kriege angeregt worden sein. Von den Engländern sind bereits 1830 auf den Samoa-Inseln Missionsarbeiten (häufig die Vorbereitung von Annexion) betrieben worden, bei denen der Reverend John Williams sich als der „Märtyrer von Erromanga“ einen in gewissen Kreisen gefeierten Namen erwarb; sein Werk wurde von deutschen und amerikanischen Missionsgesellschaften fortgesetzt, und gegenwärtig bekennet sich die größere Hälfte der Samoaner zur christlichen Religion.

Taine und Sybel. Der „Schwäbische Merkur“ schreibt in seiner Sonntagsbeilage vom 11. Januar:

In einem vortrefflichen Aufsatz: „Aus der französischen Revolution“ in Nummer 1 der Grenzboten von 1885 findet sich die Stelle: „Das große Verdienst, von der französischen Revolution den Vorhang heruntergerissen und hinter demselben das Ungetüm in seiner ganzen Rohheit und Gefährlichkeit bloßgelegt zu haben, hat sich in unsterblicher Weise Taine erworben.“ Gegen diesen Satz muß im Interesse deutscher Geschichtschreibung entschieden Verwahrung eingelegt werden. Nicht dem Franzosen Taine, der jetzt seine hochinteressante Geschichte der Revolution schreibt, sondern unserm Sybel gebührt dies unsterbliche Verdienst. Er hat schon in den fünfziger Jahren (1. Bd. der Geschichte des Revolutionszeitalters, erschienen 1853) den Vorhang von der einseitigen Verherrlichung der Revolution, wie sie durch die Mignet, Thiers u. s. w. zur allgemeinen Legende geworden, gezogen; er zuerst — nach ihm und mit ihm Häusser — hat die erste quellenmäßige, mit historischer Kritik verfaßte Geschichte der Revolution geschaffen;

er zuerst hat die in der französischen Geschichtschreibung ganz vernachlässigte innere Geschichte zu ihrer Geltung gebracht und die unheilvolle, zerstörende Wirkung der Gewaltthaten der Revolution auf das gesamte Leben, auf persönliche Sicherheit, Eigentum, auf Wohlstand, Gerechtigkeit, Recht, Religion aufgezeigt. Sybel selbst sagt in einer Besprechung eines der früheren Bände des Taineschen Buches in der Historischen Zeitschrift (vergl. Kleine historische Schriften, 3. Band, S. 263): „Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich in meiner »Geschichte der Revolutionszeit« diese Verhältnisse nach authentischen Materialien dargestellt und damit bei dem französischen Publikum vielfachen Anstoß gegeben. Umso größere Befriedigung darf ich jetzt empfinden, wenn ein so bedeutender Forscher wie Taine nach Heranziehung zahlloser Dokumente der Pariser Archive ganz und gar zu demselben Ergebnisse gelangt.“ Taine hat jetzt zahllose Einzelheiten, urkundlich belegt, mit bienenhaftem Fleiße gesammelt, welche alle die längst von der deutschen Geschichtschreibung aufgestellten großen Gesichtspunkte bestätigen. Das „unsterbliche Verdienst“ gebührt sonach nicht Taine, sondern dem Deutschen. Daß gleichwohl Taines Forschungen, daß sein Mut, den Landsleuten die Wahrheit zu sagen, eine That ersten Ranges sind, ist selbstverständlich. Wir aber wollen die Verdienste unsrer großen Geschichtschreiber nicht herabsetzen lassen. —

Wie wenig es die Absicht der Grenzboten gewesen ist, durch den Abdruck des Aufsatzes „Aus der französischen Revolution“ die deutsche Wissenschaft „herabzusetzen“, möge der „Schwäbische Merkur“ daraus entnehmen, daß wir seine Bemerkungen hier unverkürzt wiedergeben.

Literatur.

Geschichte des deutschen Volkes in Staat, Religion, Literatur und Kunst von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Von Georg Hohns. Erster Band. Bis zur Regierung Ottos des Großen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884.

Das vorliegende Werk will die Entwicklung des deutschen Volkes „von jenem breiteren Kreise der Betrachtung aus zur Darstellung bringen, den die deutsche Geschichtschreibung in allen Teilen der Kultur gewonnen hat,“ und zwar nicht nur für den engen Kreis der Gelehrten, sondern für alle Gebildeten. Neue Resultate eigener Forschung zu bringen, darauf verzichtet der Verfasser, er ist vielmehr bestrebt, an der Hand der hervorragendsten Werke in den einzelnen Gebieten die gesicherten Ergebnisse kurz und übersichtlich in ein Gesamtbild zusammenzufassen. Ob es ihm dabei gelungen ist, aus der unendlichen Fülle des Stoffes immer nur das für das Verständnis durchaus Notwendige herauszuheben, möchten wir bezweifeln; einzelne Abschnitte, wie das Kapitel über Konstantin den Großen, hätten entschieden kürzer gefaßt werden können. Mit den neuen Forschungen scheint der Verfasser hinreichend vertraut zu sein, doch kann man hier und da anderer Meinung sein, wie z. B. in der Auffassung Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen. Die Ansicht Rankes, daß die sogenannten Annalen Einhardts offiziösen Ursprunges seien, ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Am besten gelungen sind dem Verfasser die ersten Kapitel, die Anfänge der deutschen Geschichte; hier hat er auch ziemlich selbständig gearbeitet, doch ist er bei der Darstellung der Religion der alten Deutschen, so anziehend auch gerade dieser Abschnitt geschrieben ist, in der Benutzung der nordgermanischen Quellen nach unsrer Meinung zu weit gegangen. Am schwächsten sind die kunstgeschichtlichen Stücke des Buches. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser in